

## „Wenn es nicht mehr anders geht...“

Kurzvortrag und Thesen zum Podium 4 auf dem Landeskirchentag in Leipzig, 28.6.2014

Von Jürgen Ziemer

Pflege ist ein *unausweichliches Thema* in einer modernen Gesellschaft (These 1). Wir werden älter und leben selbst mit deutlichen gesundheitlichen Einschränkungen länger. Pflegebedürftigkeit deutet sich oft lange vorher an. Aber wenn es dann akut wird, ist doch mit einem Male alles anders. Tendenziell ist jeder von uns betroffen – so oder so.

Es ist für uns als Einzelne oder Familien notwendig, dass wir uns darüber Gedanken machen und auch ein gewisses Praxis an Fürsorglichkeit einzuüben – nicht erst dann, wenn es nicht mehr anders geht.

Pflegen und gepflegt werden – das gehört zum *Menschsein* (These 2). „Wir Menschen alle sind bedürftig und auf Hilfe angewiesen“ sagt der Philosoph Wilhelm Kamlah. Füreinander zu sorgen, das ist *eine Weise, wie wir Mensch sind*. Wie sehr es uns persönlich trifft und wie gut wir damit zu Recht kommen, das kann dann freilich sehr verschieden sein.

Pflegen und gepflegt werden – das ist *menschlich*. Nicht nur dass; sondern – hoffentlich! – wie es geschieht. (These 3 und 4) Es gibt kaum eine intensivere, die Grenzen der Intimität permanent überschreitende Beziehung wie die der Pflege. *Körperlichkeit* tritt in einer für beide Seiten oft sehr belastenden Weise in den Mittelpunkt. Da ergeben sich sensible Fragen. Wie weit fühlt sich der zu Pflegenden ernsthaft wahrgenommen als Subjekt mit physischen, emotionalen, sozialen, geistigen, spirituellen Bedürfnissen - auch dann wenn das eine oder andere nicht mehr so deutlich erkennbar ist?

Die Pflege eines anderen Menschen, und sei es des allernächsten, ist eine *große menschliche Herausforderung*. Manche meinen: eine zu große Herausforderung. In Deutschland werden gegenwärtig etwa 1,1 Millionen Menschen von ihren Angehörigen – in der Mehrzahl von den Ehefrauen oder Töchtern – gepflegt. Das ist, wie einmal jemand treffend bemerkt hat, „der größte ambulante Pflegedienst der Nation“ (Claudia Mischke). In vielen Fällen gelingt das in bewundernswerter Weise. Davon wird wenig geredet. Fast immer ist es mit persönlichen Einschränkungen und mit viel Verzicht verbunden. Nicht selten, vor allem bei der Pflege von Demenzkranken, wird aber auch die Schwelle des Erträglichen überschritten: „Pflegende Angehörige sind die großen Verlierer“ heißt es in einer kürzlich in der LVZ erschienenen Leserschrift (LVZ 14.4.14). Provokant auf den Punkt gebracht hat es die Journalistin Martina Rosenberg in ihrem aus der Perspektive der pflegenden Tochter geschriebenen Buch: „Mutter, wann stirbst du endlich?“ Das sind sehr starke und teilweise aufrüttelnde Selbstzeugnisse. Ja, sie sind geradezu ein Tabubruch. Man wünscht

ändern nicht den Tod, schon gar nicht der eigenen Mutter. Solche Äußerungen sind aus der Verzweiflung geboren. Sie weisen auf eine Realität in der Pflegeszene, die man nicht übersehen oder schönreden darf. Aber man darf sie auch nicht einfach auf alle Fälle übertragen und verallgemeinern.

Nachdenken über Pflege erfordert viel *praktischen Realitätssinn*. Das betrifft vor allem die *Situation, in der entschieden werden muss, wie es weitergeht*, „wenn es nicht mehr anders geht“. Mancher der in diesen Fragen meint, sicher zu stehen, könnte dann in Schleudern geraten:

Ist es meine Pflicht als Tochter oder Sohn, als Ehemann oder Ehefrau, im konkreten Bedarfsfall die Pflege zu übernehmen?

Zunächst ist klar zu sagen: aus der *Verantwortung* bin ich gegenüber meinen nächsten Angehörigen nicht entlassen. Zumal in der Not ist Hilfe alternativlos. Das ist vergleichbar der Situation des Samariters (Luk 10). Vorübergehen ist nicht möglich.

Aber bedeutet das auch, die Pflege gegebenenfalls selbst bzw. mit meinem Partner zu übernehmen? Das ist Ja eine andere Situation als die des Samariters, der erste Hilfe leistete und dann wieder weiter gehen konnte.

*Wo stehe ich in dieser Frage?*

Die Antwort auf diese Frage kann *nicht* lauten: *Du musst!* (*These 5*) Auch das 4. Gebot muss so nicht verstanden werden.

Gewiss, es gibt Zwangssituationen, da gibt es keine Wahl. Aber ich würde generell vor zu viel christlichem Rigorismus warnen. Man darf Jesu: „Gehe hin und tue desgleichen“ nicht zu einem allgemeinen Gesetz machen. Aus Gründen der Menschlichkeit; denn es ist für beide Seiten hart, wenn nur das „Muss“ regiert. Vielleicht ist es noch schlimmer für den zu Pflegenden, wenn er oder sie es deutlich spüren. Und manchmal kann darüber der letzte Rest der Liebe verloren gehen.

Gewiss, es kann auch anders gehen, dass aus einer Zwangsverpflichtung eine neue innere Einstellung wächst, ein Wandel passiert. Aber wenn man genau hinsieht, ist es selten. Und einfach darauf zu setzen, ist problematisch.

Generell ist es auf alle Fälle einfacher, wenn in der Entscheidung nicht allein das Muss regiert, sondern differenzierter geschaut werden kann. In den meisten Fällen gibt es Entscheidungsspielräume. Es gibt z.B. noch andere Geschwister, man kann Aufgaben auch teilen. So kann Überforderungen und Enttäuschungen wenigstens etwas vorgebaut werden.

*Welche Fragen sind in dem Moment wichtig, wo eine Pflegeentscheidung ansteht?*

- Die *erste Frage* muss auf die Person gerichtet sein, die jetzt in eine bedürftige Situation geraten ist (vgl. These 3):  
*Was möchte der zu Pflegende selbst?* Kann er/sie es sagen? Können wir es ahnen? Welches ist sein wirklicher Wunsch? Was ist vorausahnende Rücksicht?  
 Aber man darf auch fragen: Wie realistisch ist, was er möchte? Und gibt es vielleicht auch aggressive Untertöne: Ich habe immer geschuftet, jetzt seid ihr mal dran.
  
- Die *zweite Frage* betrifft die, die jetzt Verantwortung übernehmen.  
*Kann ich es?* Werde ich die Zeit haben, die dafür notwendig ist? Bin ich bereit, in meinem normalen Programm Abstriche zu machen? Evtl. auch meinen Beruf ganz oder teilweise aufgeben? Werde ich es schaffen?
  

Schwerwiegender als die zeitlichen sind oft die *psychologischen* Hürden: Kann ich es und: will ich es? Gerade die Mutter, der ich es nie recht machen konnte! Die soll ich jetzt versorgen – vielleicht füttern, waschen ...  
 Fragen dieser Art bringen selten eindeutige Antworten hervor, aber es hilft, wenn sie gestellt werden, und sie stellen sich oft im Pflegeprozess immer wieder von neuem. Man muss auch respektieren, wenn jemand sagt. Es geht nicht!

  
- Dazu gehört auch als *dritte Frage*: *Wer hilft mir?* Wie können wir ein Netzwerk schaffen, das Pflege zu Hause möglich macht. (These 6)  
 Wie weit kann, muss auch ein professioneller Pflegedienst einbezogen werden?  
 Schließlich: wer ist da, mit dem ich einmal reden kann – und möglichst nicht erst dann, wenn es nicht mehr anders geht! Wo werde ich meine Bitterkeit, meinen Frust, meine Wut, meine Scham, vielleicht auch meine Schuldgefühle los?

Diese und ähnliche Fragen sind unerlässlich. Denn es geht um eine, möglicherweise ziemlich lange währende und auch ziemlich menschliche Beziehung.

*Ein letzter Aspekt:* Wer pflegt, kann nicht nur geben! Pflegeverantwortung für einen anderen kann weder allein durch Pflicht, noch auch allein durch Nächstenliebe begründet werden. Es liegt in unserer menschlichen Natur, dass wir nie nur uneigennützig sein können.

M.a.W.: Es ist durchaus legitim zu fragen: Was habe ich eigentlich davon, dass ich meine Zeit, meine Liebe, meine Energie einsetze? Nur wer auch für sich sorgt, kann langfristig für andere sorgen.

Eine pauschale Antwort gibt es dafür nicht. Aber manchmal gelingt es, und vielleicht gar nicht mal so selten. Da kehrt sich die Dynamik von Geben und Nehmen um. Da hört man von Menschen, die einen anderen gepflegt haben und die dabei überraschend erfahren, wie intensiv und bereichernd das auch für sie war. Eine Schule der Menschlichkeit und der Liebe.

Hüten wir uns vor Idealisierungen!

So muss es nicht sein, so kann es werden.

Umso mehr wenn es gelingt, dass die Arbeit der Pflege vom Gebet und von der Hoffnung begleitet wird.

Literaturhinweis: Gernot Böhme (Hg.): Pflegenotstand: der humane Rest, Bielefeld 2014

*Wenn es nicht mehr anders geht...“*

Thesen zu ethischen und spirituellen Aspekten in der Pflege

1. *Pflege ist ein unausweichliches Thema, das alle betrifft.*  
Im Blick ist hier zunächst der konkrete pflegebedürftige Mensch aus dem persönlichen Umfeld: die alten Eltern, das behinderte Kind, die pflegebedürftigen Angehörigen. Im Blick sind auch die, die allein leben und niemanden haben. Zugleich geht es generell um den pflegebedürftigen Menschen in der Gesellschaft.
2. *Pflegen und gepflegt zu werden ist menschlich.*  
„Wir Menschen alle sind bedürftig und sind aufeinander angewiesen.“ (W. Kamlah). .  
Indem die Gesellschaft und Einzelne sich der Pflegebedürftigen annehmen, wird Menschlichkeit praktiziert. Es ist ein Zeichen der Humanität einer Gesellschaft, wenn ihre Mitglieder darauf vertrauen dürfen, dass im Bedarfsfall für sie gesorgt ist. Das macht Menschen auch bereit, sich pflegen zu lassen, wenn es nicht mehr anders geht.
3. *Menschliche Pflege ist eine Beziehung der Gleichwertigkeit.*  
Bei allen Unterschieden, die sich aus dem Angewiesen-Sein ergeben, ist doch die Voraussetzung guter Pflege, dass Pflegebedürftige als gleichwertig angesehen wird. Alles menschliche Helfen gründet in der uneingeschränkten Anerkennung des Anderen als Person. Im Sinne des Paulus könnte postuliert werden: „Hier ist nicht ... Pflegenden und Bedürftigen, sondern ihr seid allesamt einer in Christus“ (Gal 3, 28).
4. *Der Pflege bedarf der ganze Mensch*  
Körperliche Pflege steht zunächst im Mittelpunkt. In der Regel ist es damit aber nicht getan. Eine große Herausforderung stellt die emotionale und seelische Bedürftigkeit dar. Das ist der „humane Rest“ (G. Böhme), der durch professionelle Hilfe oft nicht abgedeckt werden kann. Pflege gelingt im Kraftfeld einer Liebe, die den Menschen als Menschen (und nicht primär als Kunden!) sieht, und die zugleich voller Hoffnung ist.
5. *Niemand kann zur Pflege eines Angehörigen verpflichtet werden.*  
Menschen sind aufeinander angewiesen; es gibt Verantwortung füreinander, aber es gibt keine Pflicht zur Liebe. Auch das vierte Gebot – „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ – lässt offen, was „ehren“ im konkreten Fall heißt. Wenn nur das Pflichtgefühl regiert, geht die Menschlichkeit verloren. Dann ist es ehrlicher und letztlich für alle erträglicher, die Pflegeverantwortung aus der Hand zu geben.
6. *Wer Pflegeverantwortung übernimmt, braucht Unterstützung.*  
Viele Pflegende fühlen sich allein gelassen. Das gilt für häuslich Pflegende und oft auch für professionelle. Unterstützung ist vielfältig notwendig: personell, materiell, sozialpolitisch, emotional und nicht zuletzt spirituell. Praktische und moralische Unterstützung ist ebenso wichtig wie beratende und seelsorgliche Hilfe. Zu überlegen ist, wie auch von den Kirchgemeinden her Unterstützung kommen kann.
7. *Kirche und Gemeinde sollten Lobby für den professionellen Pflegedienst sein.*  
Viele Menschen sind mit der Pflege ihrer Angehörigen überfordert.  
Zur Wahrnehmung der menschlichen Herausforderungen in der Pflege werden wir in Zukunft einen noch höheren Anteil an professioneller Pflegetätigkeit brauchen. Der Pflegeberuf bedarf dringend angemessener ideeller und materieller Anerkennung.

Jürgen Ziemer, Landeskirchentag Leipzig, Podium 4, 28.6.2014